

Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. * Nr. 28

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

Kleinstadt-Menschen

Roman von Robert Misch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Herr August Mertel saß mit aufgestühtem, tief gebeugtem Haupte vor seinem Schreibtisch. Die rechte Hand lag schwer auf einem geöffneten Brief, während die anderen Papiere achtilos beiseite geschoben waren. Eine Viertelstunde starrte er schon so unbeweglich vor sich hin, ohne sich auch nur zu rühren — eine jener schweren Viertelstunden, in denen die Geister der Vergangenheit aufsteigen und am Gewissen eines Menschen rütteln.

Sein Privatsekretär, mit dem er die Post zuerst durchzugehen pflegte, ehe er sie in schwierigen Fragen mit seinem Generalstab beriet, hatte schon zweimal vergeblich angeklopft und sogar den Kopf durch die Türpalte gesteckt, ohne daß der „Alte“ irgendeine Notiz von ihm nahm. Jedoch die Zeitdränge — Fichtenrode hatte nur dreimal täglich Verbindung mit der Außenwelt. So pochte er nochmals stark an und trat, als wieder keine Antwort kam, ziemlich geräuschvoll in das Kontor.

Erschrocken fuhr der Chef auf, blickte ihn mit merkwürdig zwinkernden, wellförmigen Augen an und rief dann heftig, wie es sonst gar nicht seine Art war: „Was wollen Sie hier? Ich habe Sie nicht gerufen. Man soll mich nicht stören, bitte ich mir aus.“

„Die Post, Herr Kommerzienrat! Es ist gleich elf und —“ „Es ist gut!“ Der kleine Herr griff hastig nach dem Hausen geöffneten und ungeöffneten Briefe, bis auf einen, den er schnell in die Tasche schob, und übergab sie dem jungen Manne.

„Wenden Sie sich an Herrn Beders! Ich bin heute — nicht ganz wohl.“

Der junge Mann sprach natürlich mit seinen Kollegen davon, wie merkwürdig heute der Chef sei.

„Und die Augen . . . gerade als ob er geweint hätte!“

So sahen sie dem kleinen Herrn alle erstaunt und neugierig nach, als er eine Viertelstunde später mit tief gesenktem Haupte, müden, schleppenden Schrittes durch die Doppelpulte schritt, an denen die jungen Herren scheinbar eifrig trigelten und rechneten.

Der Kommerzienrat ging langsam über den Hof, in dessen Hintergrund Auischer, Knechte und Arbeiter in Magazinen und Stallungen hantierten, öffnete das kleine Mauerpfortchen, welches das geschäftliche von dem häuslichen und privaten Reiche trennte, und eilte schneller, um von Frau Has spähen den Augen nicht bemerkt zu werden, um den hinteren Teil der Villa herum nach einer kleinen Seitentüre.

Auf der Hintertreppe gelangte man von hier in das Turmzimmer. Behutsam klopfte der kleine Herr. Als keine Antwort

kam, trat er zögernd in das große, helle Zimmer, das ringsum mit Bücherborden und mit vornehmen, dunklen Möbeln bestell war.

Hier hauste seit seiner Rückkehr ins Elternhaus sein ältester und jetzt einziger Sohn Bruno.

„Du sitzt schon wieder über deinen durchnähten Büchern, Bruno! Und draußen scheint die Sonne. Um diese Zeit sollst du spazieren gehen, mein Junge.“

Es zitterte wie eine geheime Angst im Ton seiner Stimme.

Sanft und weich, wie mit der Hand einer Frau, strich er über den rotblonden Haarschopf, der sich trotz der mütterlichen Ermahnungen nicht recht in die glattgeschittelte Frisur eines „feinen Herrn“ verwandeln wollte.

Wie aus einem tiefen Traum erwachend, fuhr der junge Mann von seinen Büchern und Papieren auf.



Wie die Engländer die als Konkurrenz für sie in Betracht kommenden Kohlenzechen in dem französischen Beiden von Lens systematisch zusammenschießen.

A. g. XIII.

„Wie in Gott — wie kann ein vernünftiger Mensch bloß davon
leben, sich aus freien Stücken mit alten Schwestern zu
beschäftigen, mit Sprachen und Köstern, die außer ein paar ver-
altete Gelehrte im Grunde keinen Menschen mehr interessieren!“

Der junge Mann lächelte. Ein sanftes, scheinendes Lächeln.

Alles war sanft, schein, beinahe weiblich an ihm, trotz des ver-
wilderten, rotblonden Bartes, den seine Mutter „abscheulich“ für
einen zukünftigen Diplomaten oder Verwaltungsbeamten fand.

Hinter den Brillengläsern blühten zwei kluge, träumerische
Augen den Vater freudig an, mit dem in sich gelebten Blick des
aufgeklärten Denkers, der sich in der umgebenden Welt erst
wieder zurechtfinden muß.

Bruno schob mit einer schnellen Bewegung einige Papiere,
die mit seltsamen, erotischen Schriftzügen bedeckt waren, unter
die Bücher, die die gleichen Charaktere aufwiesen.

„Mein Gott, Vater — das ist, wie wenn andere einen Roman
lesen — zur Erholung.“

„Schöne Erholung! Laß es bloß die Mama nicht sehen! Die
denkt, du siehst über deiner Jurisprudenz.“

Der Kommerzienrat ließ sich schwer in einen Stuhl fallen
und trommelte verlegen auf der Lehne herum.

Vater und Sohn saßen einander einige Augenblicke stumm
gegenüber, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Führt dich etwas Besonderes zu mir, Papa? Um diese Zeit
bist du doch sonst in deinem Kontor?“

„Ja — ja! Ich — ich brauche nämlich deinen Rat, deine Hilfe.“

„Gegen die Mama? O Gott!“ — Das leise, schüchtern Lächeln
glitt wieder über seine Lippen. Aber es verschwand schnell, als
er die bekümmerte Miene des Vaters bemerkte.

„Also etwas Ernsthaftes, Papa? Es scheint dir nahe zu gehen.“

„Es hat alles in mir aufgewühlt, was lange Jahre geschlum-
mert hat. — Da, lies selber!“

Wie lang die Stimme des sonst so bedächtigen kleinen Herrn
veränderte! Und schimmerte es nicht feucht in seinen Augen?

Der junge Mann durchsah schnell die Zeilen des alten Doktors,
in denen dieser in einfachen Worten die Verhältnisse und den
bedenklichen Zustand des Malers Philippo, alias Philipp Merkel,
und seiner Tochter Ilse Carlotta auseinandersetzte, die — wie er
erfahren habe — Bruder und Nichte des Herrn Kommerzienrates
seien. Weder der kranke Mann noch seine Tochter wußten etwas
von diesem eigenmächtig unternommenen Schritte; sie würden
ihn auch sicher mißbilligen. Es folgte eine kurze Schilderung, wie
er den Patienten kennen gelernt, und wie er mit Hilfe seiner
Frau von Ilse Carlotta das Nähere herausgebracht habe.

Das Leben seines Bruders sei vielleicht noch zu retten, auf
jeden Fall für einige Zeit zu verlängern, falls er in gute Lust
und Pflege käme. Eine distinkte Andeutung folgte, daß der Vater
durch seine und einiger seiner Freunde Hilfe lebe, ohne daß der
kranke Mann auch davon eine Ahnung hätte.

Zuletzt ein dringender Appell an den Bruder, schleunigst
nach Berlin zu kommen. Denn brieflich sei bei dem verbitterten,
kranken Manne natürlich nichts auszurichten. Nur eine persön-
liche Aussprache könne vielleicht eine Versöhnung herbeiführen.
Wenn der Kommerzienrat dazu bereit sei, solle er nicht zögern
und es ihm, dem Arzte, vorher mitteilen.

„Wann reißt du, Vater?“

„Heute noch.“

Die beiden Männer drückten sich stumm die Hand. Der kleine,
alte Herr atmete schwer und heftig.

„Es wird einen harten Kampf mit deiner Mutter kosten,
Bruno. In ihren Augen ist mein Bruder ein verkommenen
Mensch. Seit vielen Jahren ist sein Name nicht mehr zwischen
uns genannt worden. Diese Ehe mit der Tischlerochter, seinem
Modell, hat sie damals aufs schwerste verurteilt, und noch mehr
jenen heftigen Brief, den er unserem Vater geschrieben hatte.“

„Oh, Papa — das kann ich dem Onkel nachfühlen. Es war
eben der Borneausbruch eines tief gekränkten Menschen, den
man in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, dem man Heimat,
Familie und Vermögen genommen hatte, mein Großvater war —“

„Sprich es nur aus, Bruno: er war ein harter Mann und
ein richtiger Kleinstädter und Philister dazu! Gewiß — und ich
habe es nie gebilligt. Aber er konnte eben nicht aus den Anschau-
ungen seiner Zeit und seiner Natur heraus. Aus den klein-
sten Anfängen hat er sich emporgearbeitet. Das hier war seine Welt;
eine andere kannte er nicht. Und nun warf sie dieser Sohn, auf
den er viel größere Hoffnungen gesetzt hatte als auf mich, so achlos
und verächtlich beiseite. Daraus konnte er sich nicht mehr finden.“

„Und du hast nie versucht, wieder gut zu machen, dich ihm
zu nähern?“

„Doch, Bruno! Gleich nach dem Tode des Vaters. Aber
meine Briefe kamen unersüßet zurück. Es gab heftige Szenen
zwischen mir und meiner Mutter. Hinter ihrem Rücken habe ich

„Beziehst es nicht auf den Brief von dem ich dich befragte?“
„Glaube mir, mein Sohn! All die Jahre hat es nie
ein Alp auf mir gelegen und mir jede Lebensfreude vergällt.“
Es drang wie ein Schluchzen aus tief gequälter Brust.

„Laß, Vater! Du brauchst dich vor mir nicht zu rechtfertigen!“

Bruno legte sanft die Hand auf die Schulter des erschütterten
Mannes. „Erzähle mir lieber, wie ihr mit einander standet, wie
er als Knabe.“

„Wir waren die besten Kameraden. Philipp ist einige Jahre
jünger als ich. Aber er war stets größer und kräftiger und mir
auch wohl geistig überlegen. Wir hatten einander sehr lieb. Er
war der Anführer bei allen unseren Spielen. Meine Mutter liebte
ihn abgöttisch; der Vater setzte auf ihn die größten Hoffnungen.“

Um bei seiner Ausbildung nichts zu versäumen, kam er nach
Erfurt aufs Gymnasium, das damals hier noch nicht existierte.
Mich, den schwächlichen Knaben, behielt man in häuslicher Pflege.
Wir sahen uns nur in den Ferien. Später kam er nach Berlin
in die Lehre — in ein Banthaus.“

Damals schon hat er heimlichen Unterricht bei einem Maler
genommen. Als der Vater dies dann erfuhr, und Philipp ent-
schlossen, wie er stets war, die Vätern hinter sich abbrach und
zur Akademie ging, da gerieten sie zum erstenmal aneinander,
die beiden harten Schädel.

Es kam noch nicht ganz zum Bruch. Der Vater hoffte, der
Junge würde klire werden, wenn man ihm den Zuschuß abschnitt.
Aber der liebenswürdige junge Mensch wurde von seinen Lehrern
und Freunden unterstützt, die wohl darauf rechneten, später von
dem reichen Vater alles wieder zu erhalten. Man verschaffte
ihm Schüler, an denen er Geld verdiente. Auch die Mutter
schickte ihm hinter dem Rücken des Vaters Geld.

Vielleicht hätte der Vater sich später doch noch mit dem Beirath
des Sohnes ausgeföhnt, wäre nicht jene unglückselige Heirat —
und dann jener Brief... Das hat er nie verwunden. Wir durften
Philipp's Namen fortan nicht mehr vor ihm nennen.“

Der kleine Herr strich sich feuchend über die Stirne, las noch
einmal bedächtig den Brief und erhob sich plötzlich entschlossen.

„Ich weiß jetzt, was ich zu tun habe.“ Und etwas unsicher
fuhr er fort: „Ich werde jetzt mit der Mama sprechen... Du
brauchst nicht zu denken, daß ich mich davor fürchte, Bruno.“

„Nein, Vater!“ erwiderte der erst; aber hinter den Brillen-
gläsern blühte es schallhaft auf. „Abgesehen, du kannst jetzt sofort
deine Energie beweisen, Papa. Ich höre die Mutter eben auf der
Treppe. Sie kommt, um mich zum Spazierengehen abzuholen.“

Der Kommerzienrat seufzte tief auf, beugte gottgegeben das
Kleine, lahme Haupt und blidte etwas unsicher nach der Türe, an
der es jetzt zweimal schnell und stark klopfte.

Ein Rascheln von seidnen Röden — die Türe wurde weit
aufgerissen und die Frau Kommerzienrat Merkel, geborene
Freiin Jsa von Mohrenstein-Gungelow, blieb in ihrer ganzen,
imposanten Größe erstarrt an der Schwelle stehen.

Sie ging schon seit vielen Jahren, seit sie die Vierzig über-
schritten hatte, stets dunkel gekleidet. Im übrigen war sie das
lebende Modejournal und das Orakel der Fichtnroder Damen.

Die Kommerzienrätin trägt es auch, das war der letzte Weis-
heitspruch der Schneiderinnen und Modeläden der kleinen Stadt.

Wie sie jetzt da stand, in ihrer ganzen Größe, noch immer
schlank — sie spöttelte gerne über die „fetten deutschen Frauen
aus den besseren Bürgerkreisen“ —, von der Sohle ihres eleganten
Lackstiefels, den sie aus Berlin bezog, bis zur hochaufgestülpten,
blonden Frisur, auf der der riesige Federhut thronte, Kaffe-
krisolratin — mit den eleganten Lederhandschuhen, den gol-
denen Schirmgriff fest umklammernd, die großen, strengen,
grauen Augen über der energischen Römernaase fest auf Vater
und Sohn gerichtet, da sank beiden der hochgespannte Mut.

Es kam plötzlich dem kleinen Herrn ganz abenteuerlich vor,
daß in diesem streng „aristokratisch“ geleiteten Hause der Vater
und seine Tochter, Künstler mit den Gewohnheiten und Ansichten
einer ganz anderen Welt, fortan wohnen sollten.

„Du bist nicht in deinem Kontor, August? Führt dich etwas
Besonderes?“

Der kleine Herr mußte sich erst an dem hellen, festen Blicke
seines Sohnes wieder aufrichten. Er reckte sich in die Höhe,
soweit es ihm die large Natur gestattete, und sagte mit möglichst
fester Stimme, die nur ganz leise zitterte:

„Ja, liebe Jsa — etwas ganz Besonderes!“

Die blonde Frau trat darauf schnell über die Schwelle, schloß
die Türe hinter sich und setzte sich erwartungsvoll in einen Sessel.

Frau Jsa behauptete zwar, im bezug auf Neugierde und
ähnliche Frauenschwäche hoch über dem Durchschnitt ihres Ge-
schlechtes zu stehen. Aber in diesem Augenblick war sie neugierig
wie nur je eine Frau, der man mit feierlichem Ton und Gesicht
etwas Besonderes ankündigt.

Die Heldengestalt Andreas Hofers und der heroische Kampf seines Volkes — sie gewinnen heute, wo des Krieges Leiden hart auf uns lasten, mehr denn je starke, feste Beziehungen zu uns. Und wenn Schönherr's „Andreas Hofer“ den jammervollen Frauen, die da klagen, daß gerade die Besten im Kampfe gebüßten seien, antwortet, mit den Schlechten mache man es nicht — oder wenn er predigt, jetzt gehe es nicht um das kleine Schicksal des einzelnen, jetzt handelt es sich um die große, gemeinsame Sache, um das Land — so sind dies Worte, die gerade in diesen Tagen den lebhaftesten Widerhall in uns wecken.

Das Löschpapier eines Soldaten.

Schwere Arbeit — was Pierre? Aber wir sind den Kaiserlichen (Österreichern) auf den Fersen und lassen sie nicht los. Es geht ihnen so wie den Fischen, die wir zu Hause fangen: hat man sie einmal im Netz, dann mögen sie zappeln und sich sträuben, soviel sie wollen, heraus kommen sie doch nicht mehr.“

So sprach ein französischer Grenadier, als die feindlichen Granaten krachend in die Erde fielen, die die Batterie bedeckte, während ab und zu durch den schweren Pulverdampf, der vor den Mauern des belagerten Mantua aufwirbelte, die geschwärzten Gesichter der österreichischen Kanoniere sichtbar wurden.

„Freilich,“ erwiderte der andere, „warm genug werden sie es uns aber noch machen. Das mag wohl auch den ‚Salamander‘ hergebracht haben — solches Zeug kann's ja nie warm genug haben.“

„Und wer ist der ‚Salamander‘?“ fragte eine rauhe Stimme hinter ihnen.

Bei dem ersten Ton dieser Stimme sahen beide auf und sahen sich an.

Neben ihnen stand ein kleiner Offizier in einem abgetragenen Mantel und hohen Stiefeln. Trotz seiner Jugend wies sein dunkles italienisches Gesicht schon manche tiefe Furche auf, langes Haar hing ihm vom Kopfe herunter. Damals kannte ihn die Welt nur als „einen ziemlich klugen, jungen Mann, der Bonaparte hieß“, und noch niemand konnte voraussehen, wie bald die Welt beim Klang des Namens „Napoleon“ zittern würde.

„Wer nennt ihr ‚Salamander‘?“ wiederholte er seine Frage.

„Ach, Herr General,“ erwiderte ein kräftiger Grenadier, der vortrat und salutirte.

„Da, ha!“ lachte der General, indem er sein stehendes graues Auge über die langen Glieder und die hagere, knochige Gestalt des Sprechers schweifen ließ, „ich hätte dich lieber ‚das Kamel‘ genannt.“

Ein allgemeines Gelächter seitens der Soldaten folgte auf den Witz ihres Generals.

Dieser fuhr fort: „Wenn du jedoch ein warmes Plätzchen so gern hast, so will ich dir deinen Wunsch erfüllen. Kannst du schreiben?“

„Zu Befehl, Herr General.“

„Dann komm mit.“

Und zusammen gingen sie weg. Der General schritt durch den Pulverdampf und die krachenden Granaten in einem gemächlichen Tempo, von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf seinen Gefährten, um zu sehen, ob dieser seinen Schritt beschleunigte. Der aber ließ sich nicht einschüchtern und ging in dem tod drohenden Raume so kaltblütig und ruhig, als marschierte er auf der Parade.

Da explodierte mit betäubendem Donner, nur ein paar Fuß über ihren Köpfen, eine feindliche Granate, und deren Stöße flogen nach allen Richtungen. Sofort ruhten Bonapartes durchdringende Augen auf dem Gesichte seines Begleiters, der so tat, als wüßte er gar nicht, welch großer Gefahr er eben entgangen sei.

„Du bist einen Kopf größer als ich“, sagte der General zu ihm. „Du hast daher mehr Aussicht, zuerst ein Opfer der feindlichen Kugeln zu werden.“

„Dann, Herr General,“ antwortete mit größter Kaltblütigkeit der junge Riese, „dann werden Sie es hoffentlich mir verzeihen, wenn ich es als ein Recht in Anspruch nehme, vor meinem Vorgesetzten sterben zu dürfen.“

Bonaparte lachte.

Nach ein paar Minuten betraten sie eine Batterie, die, als an den feindlichen Werken am weitesten vorgeschoben, wie der

stets im Kampf stand, inmitten der Feinde ein heißes Plätzchen zwischen Kugeln und Granaten hielten wie Vögel in ihr Nest, und überall lagen tote und Verwundete, die paar Mann, die aber noch am Leben waren, verrichteten Wunder von Tapferkeit.

Napoleon setzte sich auf einen umgeworfenen Pulverwagen und sagte zu seinem Begleiter: „Setz dich hin, schreib nach meinem Diktat eine Depeche.“

Der Soldat gehorchte rasch und schrieb die Worte beinahe so schnell nieder, wie sie aus dem Munde seines Generals kamen. Einen merkwürdigen Anblick boten diese beiden Männer, die inmitten der Kugeln und Misse, die die Luft durchzuckten, und unter einem Kanonendonner, der die Erde beben machte, so ruhig arbeiteten. Rings um sie fielen die Leute scharenweise, sie aber ließen sich dadurch von ihrer Ruhe und Kaltblütigkeit nicht abbringen.

Plötzlich schwirte eine Kanonentugel rechts von ihnen vorbei — so nahe, daß der Luftdruck sie beinahe zu Boden geworfen hätte. Ein paar Fuß von ihnen fuhr sie in die Erde und bedeckte beide vom Kopf bis Fuß mit Staub.

Verleib.



Wo bleibt mein Junge mit dem Trübsal?

Bonaparte sah seinen neuen Sekretär an. Er glaubte, daß wenigstens jetzt dieser unerschütterliche Mann Zeichen von Furcht äußern würde. Er hatte sich jedoch getäuscht. So wenig erschreckt zeigte sich der junge Held, daß er behende auf das nächste Geschütz sprang, die Depeche, deren Tinte durch den herumfliegenden Staub vollständig getrocknet war, den österreichischen Batterien zuschwenkte und lachend rief:

„Vielen Dank, ihr lieben Kerle — ihr habt uns Löschpapier gespart!“

„So!“ sprach der General. „Euren Spitznamen führt Ihr mit Recht. Wie heißt Ihr außer ‚Salamander‘ sonst noch?“

„Grenadier Junot vom 7. Infanterieregiment“, antwortete der junge Soldat.

„Unterschiedler Junot, wolltet Ihr sagen,“ erwiderte Bonaparte, indem er ihm einen Schlag auf die Schulter gab, „deute Eures Schlages bleiben in meiner Armee nicht lange Gemeine, darauf geb' ich Euch mein Wort! Erzählt Euren Kameraden, was ich Euch gesagt habe, und wenn Ihr so fortfahrt wie Ihr angefangen, dann soll es mich nicht wundern, wenn Ihr eines Tags selber an der Spitze einer Armee stehen werdet.“

Bonaparte hatte richtig prophezeit. Acht Jahre darauf, als aus dem „Bürger Bonaparte“ der Kaiser Napoleon geworden war, gehörte mit zu seinen ersten Regierungshandlungen, daß er einem jungen, schönen General das Kreuz der Ehrenlegion verlieh. Dieser General war ein besonderer Günstling von ihm und er hieß Marschall Junot. J. Cassirer.

Widerspruchforderndes Zischen.

Die sehr gefeierte Tänzerin Sangalli trat eine Reihe von Abenden in einem Hoftheater immer im selben Ballett auf. Sie erntete außerordentlichen Beifall. Namentlich nach einer gewissen, sehr schwierigen Solodarbietung konnte sich das Publikum nicht genug tun im Applaudieren. Gerade nach diesem Höhepunkt ihrer Leistungen läßt sich nun aber auffallenderweise regelmäßig ein vereinzeltes Zischen auf der Galerie hören, das ebenso regelmäßig von den übrigen Anwesenden durch doppelt kräftige Beifallsäußerungen zum Schweigen gebracht wurde.

Der Regisseur entdeckte bald, daß es immer ein und derselbe Herr war, der da zischte. Erkammt über solche Beharrlichkeit, der den Mann jeden Abend ins Theater trieb, um an derselben Stelle die Primaballerina auszuspielen, krieg der Beamte in den Olymp hinauf, um den Sonderling kennen zu lernen. Dabei machte er die überraschende Entdeckung, daß der Mann ein Mitglied der Theaterclaque sei. „Was?“ sagte er vorwurfsvoll zu ihm, „in solcher Weise nehmen Sie die Interessen dieses Hauses wahr? Sie werden bezahlt, um Beifall zu klatschen, und Sie zischen!“

Ohne in Verlegenheit zu kommen, erwiderte der Angeredete: „Eben mit meinem Zischen vertrete ich die Interessen dieses Theaters. Der Vater der Signora zahlt mir jeden Abend fünf Mark extra, damit ich sie in ihrer Glanznummer kräftig auszuspielen und damit den Widerspruch des Publikums herausfordere. Sie werden jeden Abend beobachtet haben, wie richtig Herr Sangalli gerechnet hat. Nie war das Beifallklatschen gewaltiger, als wenn die entzückten Zuschauer sich bemühten, durch verdoppelte Anstrengungen mein Zischen zu übertönen.“ Der Regisseur mußte ihm beipflichten, trotzdem verbat er sich das weitere Auszischen. C. D.

Titel: „Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer“ der deutschen Bühne keine Vereinerung gebracht hat.

Immermann, der Dramatiker der romantischen Schule, der gleichstrebende Literaturgenosse eines Zacharias Werner, Adolf Müllner, Ernst von Houwald und des jugendlichen Grillparzer der „Ahnfrau“, durchsetzt sein Tiroler Trauerspiel mit einer Fülle der wunderbarsten Geschehnisse. Engelercheinungen und mystische Träume beeinflussen seine Helden und Gestalten. Eine vollkommene Verleumdung des Tiroler Volkscharakters. Denn die frommen Kinder der Kirche, die Tiroler Bauern, verspüren bei ihrer sittlichen und geistigen Gesundheit alles andere eher, als den Hang zum Mystizismus.

Als die Tiroler sich zum Kampf gegen die napoleonische Welt Herrschaft anstachelten, war es durchaus kein Wundergeischt, das sie dazu antrieb, sondern die Erbitterung gegen die französische Gewaltherrschaft und der Wunsch, sich von ihr zu befreien. Ein armes, braves Volk, das ein mehr an Naturschönheiten als an Schätzen reiches Land bewohnte, war durch des Korsets Willkür fetsam angestammten Herrscherhause entrisen und von Österreich losgelöst worden. Und als dieses selbe Österreich im Jahre 1809 einen neuen Krieg gegen den Korset vorbereitete, da war nichts natürlicher, als daß Tirol sich dem Kampfe gegen Frankreich freudig und begeistert anschloß.

Andreas Hofer, der Sandwirt auf dem Sande bei Passeyer, wurde der Leiter des Aufstandes. Schon 1796 hatte er, der populäre Volksmann und Abgeordnete des Passeyerthales bei den Tiroler Ständen, an dem Kampfe gegen Napoleon als Schutzhauptmann hervorragenden Anteil genommen. Nun wurde er der Hauptführer der gegen die Fremdherrschaft verschworenen Bauern, die am 2. April 1809 das Zeichen zum Aufstand erhielten. Bretter mit roten Fähnchen trieben den Inn hinunter und nun wußte das Volk, die Stunde ist gekommen, jetzt gilt es, das Joch abzuschütteln.

Bereits am darauffolgenden Tage standen die Bauern mit ihren getreuen Büchsen auf den Sammelplätzen, trieben den bayrischen Obersten Brede aus dem Pustertal nach Innsbruck und brachten den Franzosen im Eisackthal, namentlich an der Bräunerer Klause, schwere Verluste bei. Andreas Hofer kämpfte siegreich mit seinen Bauern aus Passeyer, Almund und Meran, und Joseph Speckbacher, die gewaltigste Gestalt jener Zeit, ein Riese an Körper, Kraft und Willen, eroberte durch eine Kriegslist mit seinen Juntaler Schützen die Stadt Hall und nach blutigem Kampf auch Innsbruck selbst. Im Triumph zogen die Tiroler Bauern, die gefangenen feindlichen Führer in der Mitte, in ihre Landeshauptstadt ein.

So hatten die Tiroler im Verlauf von wenig Tagen ihr schönes Land vom Feinde gestäubert.

Doch es war nicht nur die Bauernschaft, die für die Befreiung Tirols ihr Leben einsetzte — auch die Geistlichkeit, Benediktiner und Kapuziner, hatte sich an den Aufständen anfeuernd beteiligt. Man kennt den Namen des heldenhaften Kuttenträgers, des Kapuziners Haspinger, der von Dorf zu Dorf zog, um die Befreiung Tirols von der Fremdherrschaft zu predigen und durch Wort und Beispiel seine Landsleute zu entflammen.

Leider wendete sich das Kriegsglück. Den blutigen Siegen der Bauern bei Trient und Bolano folgten, trotz allen Geldeumutes, die Niederlagen bei Wörgl und beim Passe Staub. Viele Tiroler erlitten den Heldentod, viele gerieten in Gefangenschaft. Und der graufame Marschall Lefebvre, von Napoleons Gnaden Herzog von Dantzig, behandelte die gefangenen Bauern als Rebellen und Räuber und ließ sie martern und hinrichten. Wie der Marschall, war auch der gewöhnliche Soldat. Seine Leute hausten ärger als die Barbaren, sie sengten, plünderten, mordeten und François Lefebvre sah es gern.

Noch einmal zog die Hoffnung in die Herzen der Tiroler ein. Zwar hatten sie Innsbruck übergeben müssen, aber da kam bald darauf die Nachricht von Napoleons Niederlagen bei Aspern. Neue Begeisterung, neues Wagnis! Hofer, Haspinger, Speckbacher, Thalgueter, Eisensteden zogen ihre Tiroler Bauern zusammen und vertrieben gemeinsam den französischen General Derooy, der sich mit seinen Truppen nur durch eine Kriegslist vor der Gefangenschaft retten konnte. — Tirol war wieder frei.

Napoleons Sieg bei Wagram endete die kurze Siegesfreude. Kaiser Franz von Österreich mußte einen neuen Waffenstillstand schließen, Tirol war verlassen und einzig und allein auf die eigene Kraft angewiesen. Hofer gegen Napoleon, Tirol gegen Frankreich, das damals die Welt war.

Doch darum verloren Hofer und die Seinen nicht den Mut. Auf's neue übernahm der Passeyer Wirt mit dem treuen Herzen und dem frommen Gemüt den Oberbefehl. Er organisierte, von Speckbacher und Haspinger unterstützt, seine tapferen Tiroler Bauern. Und wiederum hausten die an Zahl weit überlegenen

Franzosen, unter Lefebvre, erbarmungslos, hunnengleich. Jeden, der auch nur im Verdacht stand, die Waffen getragen zu haben, traf die Kugel, die Dörfer wurden ausgeraubt und niedergebrannt.

Doch nicht kampfslos räumten die Tiroler das Feld. Hartnäckig, todesverachtend, mit dem Mute der Verzweiflung, verteidigten sie Paß um Paß, Engtal um Engtal und ihre, das Ziel nie verfehlende Stugen trafen tödlich manchen welschen Feind. Die Tiroler verrammelten die Pässe, wälzten Felsblöcke und Baumstämme auf die heranziehenden Feinde, legten Berghäue an, sprengten Felsen, ja, bohrten sich aus Lärchenstämmen unfertige Holzkanonen und sie ertrangen durch Mut und zähe Beharrlichkeit auch manchen Vorteil. Sie siegten bei Oberau im Eisackthale über Napoleons sächsische Hülstruppen — ein Sieg, der dieser Gegend im Volksmunde den Namen der „Sachsenschlennie“ gegeben. Die Bauern, die wohl wußten, daß diese deutschen Brüder nur widerwillig und gezwungen gegen sie gekämpft hatten, behandelten die gefangenen Sachsen mit größter Schonung und Milde.

Weitere Siege am Brenner und an der Pontlacher Brücke im Juntal und am Berg Isel folgten, die Tiroler dursten wieder für einige Zeit aufatmen und sich der Freiheit erfreuen. Aber nicht lange und es trat ein schwerer Rückschlag ein.

Nach dem Frieden zu Schönbrunn, der, durch Metternichs Preisgebung Tirols, das tapferste Volk dem Feinde rüchhaltlos überlieferte, drangen die französischen Armeekorps von Norden, Süden und Westen her in das Land ein. Der erdrückenden Übermacht mußte Hofer weichen, er räumte Innsbruck und die Tiroler Pässe und zog sich auf den Berg Isel zurück, um sich dem Gegner zu stellen. Sein und seiner Truppe Mut blieb ungebrochen, noch glaubte er an den endgültigen Sieg der guten Sache. Noch stand ihm eine stattliche Schar treuer Tiroler zur Seite, noch kämpfte Speckbacher erfolgreich im Jillettal.

Da überbrachte ihm Baron Lichtenthurn die amtliche Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden und den Befehl des angesehenen und verehrten Erzherzogs Johann „nun ruhig auseinanderzugehen und sich nicht nutzlos aufzuopfern.“

Schweren Herzens gehorchten die Tiroler. Alle Opfer an Gut und Blut waren umsonst gebracht — man hatte sie preisgegeben. Hofer gab den Widerstand auf; als letzter legte er die Waffen nieder. Vor ihm hatten ein Gleiches Peter Mayer, Joachim Haspinger und Speckbacher, der Riese und Held getan, der — als er die Trauernachricht erhielt — Tränen des Jorns und des Schmerzes weinte.

Während sie manche Führer schonten, andere wieder standrechtlich erschossen, wollten die Franzosen vornehmlich an dem größten von allen, an Andreas Hofer, ein warnendes Exempel statuieren und ihm den Prozeß des Hochverrats machen. Auf ihn hatten sie es ganz besonders abgesehen, er sollte aus dem Leben.

Mit Weib und Kind mußte Hofer flüchten. Leicht hätte er Tirol verlassen und sich außer Landes begeben und derart in Sicherheit bringen können, aber alle Bitten der Fremde, es zu tun, lehnte er hartnäckig ab. Ein treuer Sohn seines Landes, wollte er auf Tiroler Boden leben und sterben. Zuletzt hauste er mit den Seinen in der letzten, höchsten Alpenhütte an den Ötztaler Fernern, der Pfandler Mahderhütte, inmitten von Schnee und Eis. Dort spürte ihn ein schwächhafter Bauer auf. Pater Donay, dem Hofer einst getraut und der ihn dann schmählich verraten hatte, hörte davon und veranlaßte, daß Hofer in der Nacht zum 28. Januar 1801 gefangen gekehrt wurde. Zu diesem Behufe erfolgte ein großes Aufgebot von Soldaten.

Andreas Hofer mußte den Franzosen wohl als ein gewaltiges, schier unüberwindliches und unbezwingbares Fabelwesen erschienen sein. Denn um diesen einen Mann gefangen zu nehmen, wurde beinahe ein ganzes Regiment in Marsch gekehrt. Über 2600 Mann, Franzosen und Italiener, wurden aufgeboten. Ein Teil besetzte die Umgegend, um ein Entweichen Hofers zu verhüten, die übrigen wurden direkt zur Hütte geführt, in der sich auch sein treuer Gefährte Doninger aufhielt, der mit ihm zusammen verhaftet wurde. Hofer lag im Bett, als die Soldaten in die Hütte eindrangen. Darfuß und nur notdürftig bekleidet, mußte er über Schnee und Eis laufen, herunter nach Traudach, von wo aus er nach Mantua gebracht wurde.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer lag.

Wo gibt es einen Deutschen, der dieses Lied nicht mit tiefer Nührung gelesen, gehört, gesungen hätte!

Am 29. Februar 1810 wurde er standrechtlich erschossen, vierundzwanzig Stunden, nachdem das Kriegsgericht das Todesurteil gefällt hatte. Hofer, der dem Tod so oft mutig ins Auge gesehen, erduldet ihn gefaßt und mannhaft. Die letzten Briefe die er kurz vor seinem Ende an sein treues Weib Anna Ladutner geschrieben, zeugen davon. Sie sind voll Größe und Seelenadel.

Glücklicher als Hofer trafen es einige seiner Freunde und

„Bezieht es sich auf den Brief da?“

„Ja!“

Und froh, einer weiteren Aufklärung überhoben zu sein, reichte ihr Herr August Merkel das Schreiben, das sie mit spitzen Fingern nahm, wie man etwas Feindliches, Unbekanntes berührt, von dem man noch nicht weiß, was es einem bringen wird.

Sie legte sich in den Lehnstuhl zurück und las, die Perlmutter-Lorgnette an den Augen, ganz langsam den Brief, in ihrer vornehm-lässigen Art, die zuerst das Herz des kleinen, bürgerlichen Herrn in Wallung gebracht hatte und noch heute seine stille Bewunderung erregte.

„Gib es denn etwas, was sie in Erregung versetzte?“ dachten Sohn und Gatte, als keine Wimper ihres Auges, keine Miene in dem strengen Antlitz zuckte.

„Nun?“ Sie gab den Brief ihrem Gatten mit denselben spitzen Fingern zurück, mit denen sie ihn genommen hatte.

„Was gedenkst du nun zu tun?“

„Das ist doch wohl keine Frage, liebe Jsa!“ erwiderte der kleine Herr schnell und sichtlich erleichtert. „Ich fahre sofort nach Berlin und hole meinen todkranken Bruder her. Zimmer haben wir ja gottlob genug.“

„Und die Tochter?“

„Die natürlich auch.“

„Hn!“ Frau Jsa spielte mit dem Schirm, mit dem sie allerlei Figuren auf dem schweren, dunklen Teppich zog. — „Es ist ja selbstverständlich, daß du deinen — Herrn Bruder und seine — sein Fräulein Tochter nicht verhungern läßt. Aber ich sehe nicht recht ein, was diese, doch jedenfalls . . . sagen wir: exotischen Menschen, Fräulein spricht gewiß nur ihre schöne Muttersprache, von der ich leider nichts verstehe — ja, ich sehe nicht ein, was sie in Fichtenrode wollen oder sollen. Es dürfte das für alle Beteiligten sehr — sagen wir milde: peinlich sein. Die Herrschaften haben jedenfalls gewisse Gewohnheiten, die nicht die unsren sind. Und wir haben in unserer Stellung, in dieser kleinen Stadt, in der jeder dem anderen in den Rocklopf guckt, gewisse Rücksichten zu nehmen, wie dir bekannt ist, mehr lieber August.“

Es lag ein unbeschreiblicher Hohn in ihren Worten, die zwischen „jenen Herrschaften“ und Fichtenrode eine dicke, unübersteigliche Mauer aufbauten.

„Ja!“

„Du wünschst, lieber August?“ — Sie richtete erst jetzt ihre Augen fest auf ihn, mit jenem Blick, den er so gut kannte und fürchtete. — „Es dürfte ein gutes Sanatorium oder das italienische Alhambra, an das jene Herrschaften ja gewöhnt sind, ein weit geeigneterer Aufenthalt für den Kranken sein als gerade Fichtenrode. Daß du von nun an die Sorge für deinen Bruder und für das — Fräulein übernimmst, ist ja selbstverständlich. Wir sind auch Gottseidank in der Lage, arme Verwandte zu unterstützen.“

„Mutter!“

Frau Jsa blickte sich ganz verwundert um.

Kam dieser zornige Laut von dem jungen, schüchternen Menschen, der ihr Sohn war? Wüßten seine sanften Augen so funkelnd unter den Brillengläsern?

Der kleine, alte Herr streichelte sich verlegen über seine kahle Platte und begann leise: „Meine liebe Jsa, ich —“

„Ich bitte, lieber August — für mich ist die Sache erledigt. Ich habe gar nichts dagegen, daß du nach Berlin fährst und die — die Angelegenheit persönlich ordnest.“

„Verzeihung, liebe Jsa! — Du weißt, ich bin ein friedliebender Mann und habe die häuslichen Angelegenheiten stets gerne deiner Initiative überlassen. Um meine Geschäfte hast du dich ja zum Glück nie gekümmert. Aber es tut mir leid . . . ich bedauere, daß ich diesmal — daß ich dir widersprechen, ganz energisch widersprechen muß.“

Seine Stimme klang etwas unsicher. Aber als er jetzt den leuchtend hellen Blick seines Sohnes auf sich gerichtet fühlte, fuhr er mit festem Tone fort: „Zunächst handelt es sich um gar keine Unterstützung oder Wohltat gegen — wie du es nennst, arme Verwandte. Mein Bruder ist wohlhabend, beinahe reich.“

Frau Jsa fuhr erstaunt in die Höhe.

„Es läuft ein Konto bei meiner Firma für Philipp Merkel. Ich habe ihm selbstverständlich, wie es einem rechtlichen, ehrenhaften Kaufmann zukommt, sein väterliches Erbteil verzinst und die Zinsen stets gewissenhaft zum Kapital geschlagen. Das allein ist schon ein ganz hübsches Vermögen. Aber ich bin nicht bloß Kaufmann, sondern der Bruder meines Bruders, der meinem Herzen nahe stand, längst ehe ich Weib und Kind hatte. Ich habe gut gemacht, was unser seliger Vater an seinem jüngeren Sohne gesündigt hat. Mein Vater hatte das vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten, ich vor dem meinen.“

Ich habe alles abschätzen lassen, wie es damals beim Tode des Vaters lag und stand — Ansprüche, Liebenschaften, Barvermögen,

auch das der Mutter, von dem ihm der Pflichtteil damals ausgezahlt wurde. Nach Abzug dieses Pflichtteils ist ihm von allem die Hälfte gutgeschrieben und verzinst worden.

In dem geheimen Konto Philipp Merkel, das ich persönlich geführt habe, ist bis zum heutigen Tage auf Heller und Pfennig verbucht, was er von mir zu fordern hat. Und wenn nicht er, dann seine Erben. Auch in meinem Testament findet sich alles genau angegeben. Und ich weiß, daß mein Sohn Bruno niemals fremdes Eigentum antasten würde, wäre dieser Brief auch nicht eingetroffen, der ihn dieser Pflichten überhebt. Ich werde das Konto natürlich jetzt meinem Bruder vorlegen und ihm zur Verfügung stellen, was ihm von Gottes und Rechtswegen gehört. Und es gibt nichts, was mich daran hindern wird. — So!“ bekräftigte der kleine Herr noch einmal und atmete tief auf.

Klang es nicht wie ein Jubelruf aus Brunos Munde? Frau Jsa umklammerte ihren Schirm mit festem Griff.

„Du mußt ja wissen, wie du das deinem Sohn und deiner Frau gegenüber verantworten kannst.“

„Das kann ich mit gutem Gewissen! Das Geschäft ist mir allein zugefallen — als dem Ältesten. Ich habe es mit Gottes Hilfe in die Höhe gebracht; daran hat Philipp keinen Anteil, da er seinen eigenen Weg ging. Im übrigen muß ich es meinem Bruder überlassen, ob er in die alte Heimat zurückkehren will — vielleicht für immer, vielleicht nur kurze Zeit, um hier zu sterben. Zieht er es vor, anderswo sein Geld zu verzehren — gut! Hierher kommt er freilich nur als Gast — die Verhältnisse haben es leider so mit sich gebracht. Aber verschließen werde ich ihm die alte Heimat nicht, in der wir einst als Kinder zusammen gespielt haben.“

„Und wenn ich alledem aus dem Wege ginge?“ kam es in scharfem Tone zurück.

„Das steht bei dir, meine liebe Jsa. — Man wird sich vielleicht wundern in unserem lieben Nest; aber es gibt ja Erklärungen genug dafür. Der Frühling steht vor der Tür. Es wissen alle, daß der Arzt Bruno nach dem Süden —“

„Oh, ich bleibe hier, Vater.“

„Brav, mein Junge!“

Vater und Sohn reichten sich einander die Hände und hielten sie so fest umschlungen, als wenn sie sie gar nicht mehr von einander lösen wollten; und eine geheime Welle von Mut, Sympathie und festem Willen flutete dabei unausgesprochen von Herz zu Herz. Frau Jsa schien es gar nicht zu bemerken — wie ins Leere blickten die strengen Augen. Nur um ihre Lippen zuckte es spöttisch. Daß sie — zum ersten Male in ihrer Ehe — die Schlacht verloren hatte, das merkte sie wohl.

Aber einige heftige Salven beim Rückzug abzugeben, den Feind mit kleinen Bosheiten zu überschütten und die Niederlage zu verschleiern, diese ewig weiblichen Künste verschmähte auch die stolze Frau Kommerzienrat nicht.

„Nun also — das Komplott ist geschmiedet! Die Bohème wird nun bald ihren Einzug in Fichtenrode halten. Da wird's ja was zu staunen und zu lachen geben für die guten Fichtenroder. Ein Götterschauspiel, bei dem wir, fürchte ich, die Kosten tragen werden.“

Hinter der Brille wetterleuchtete es. In Brunos feines, verträumtes Gesicht lag eine zarte, beinahe mädchenhafte Röte.

Der Kommerzienrat schnitt ihm aber schnell das Wort ab.

„Du vergißt, liebe Jsa, daß Philipp ein starkes Talent — ein wirklicher Künstler —“

„Ich habe von dem Namen Merkel in der Kunstgeschichte oder in den Zeitungen noch nie etwas gehört.“

„Es gehen nicht alle Reime auf. Wer weiß immer die Gründe! Jedenfalls war Philipp stets bedeutend gescheiter und genialer als dein Mann. Er hat die beste Erziehung genossen und auch in Rom mit bedeutenden und hervorragenden Leuten verkehrt.“

„Und woher weißt du das, bitte?“

Der Kommerzienrat hustete verlegen.

„Nun — ich habe auf eigene Faust einige Nachforschungen . . . In Rom erlosch dann seine Spur gänzlich — wie abgeschnitten. Jedenfalls braucht man sich aber eines solchen Mannes — mag ihm das Schicksal noch so böse mitgespielt haben — nicht zu schämen!“

„Bitte — verdrehe meine Worte nicht! Es sind jedenfalls exotische Gestalten. Die Tochter wird ja wohl auch etwas von ihrer Mutter abgefärbt haben. Solche Leute gehören nicht hierher. Lebten wir in der Großstadt, so läge ja die Sache ganz anders. In Fichtenrode, wo nicht so viel passiert, haben die Leute aber ein gutes Gedächtnis. Und sie erinnern sich noch sehr wohl, daß zwischen Vater und Sohn Zwist und ein völliger Bruch —“

„Mögen sie doch!“

Der kleine, sonst so ruhige, höfliche Herr, schnitt ihr schnell das Wort ab. Es zuckte ungeduldig in ihm auf.

„Soll ich deshalb den Bruder von meiner Schwelle weisen, weil einige Altkinstädter —?“

„Erlaube — solche Kleinstädter sind wir selber. Diese Kleinstädter erinnern sich auch, daß dein Bruder sein — Modell geheiratet hat, die Tochter eines Tischlers.“

Frau Ma hatte sich wie im Triumph erhoben und schleuderte ihm diese Dynamitbombe ins Gesicht, mit einem leisen, spöttischen Lächeln und einem unsagbar verächtlichen Tone.

Und wie alle besiegten Frauen griff sie zur letzten Waffe, der Miene der stillen Dulderin.

„Ich habe im Anfang unserer Ehe unsagbar darunter gelitten. Wenn ich es dir auch nicht immer mitgeteilt habe, um nicht Unfrieden zu stiften — mit spöttischen Anspielungen auf die italienische Frau Schwägerin, die als Modell gedient hat, oder sagen wir: aus Kunstliebe, hat man mir gegenüber nicht gespart.“

„Ist sie tot! Unwahrscheinlich war sie nicht solch ein Modell — das ist doch nur böswilliges Geklatsch.“

„Ich denk, Istvi dman mir das jetzt wieder aufs Butterbrot legen, wenn ihr Fräulein Tochter, diese exotische Schönheit — wenn sie überhaupt eine ist — nun hier auftaucht. Indessen, du bist der Herr im Haus. Ich habe mir schon so viel in meinem Leben gefallen lassen.“

Und mit der Miene einer entthronten Königin — Maria

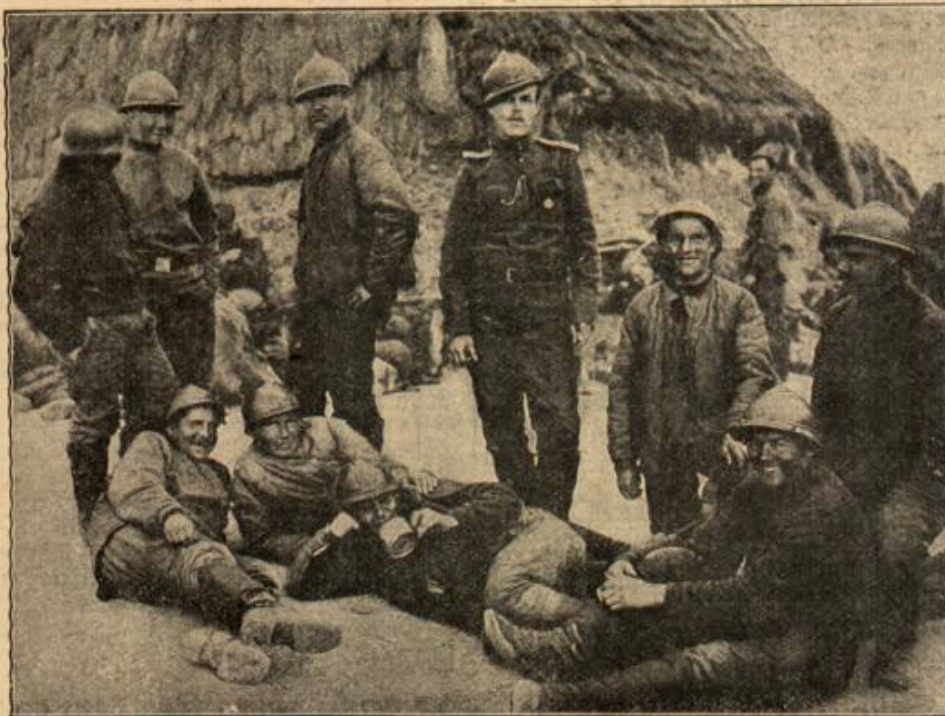


General der Kavallerie Graf von Suhn, der neue Statthalter von Galizien.

Wenige Minuten später klingelte sie an der Thüre. Die Doktorin öffnete selbst und führte sie in ihr Allerheiligstes, eine kleine Stube mit den Möbeln ihrer Mädchenjahre und tausend Erinnerungen.

Die alte Frau sprach schnell und nervös auf sie ein und wechselte das Thema verschiedentlich, ehe sie endlich auf den Gesundheitszustand des Malers zu sprechen kam.

„Ist Carlotta wurde ganz bleich. „Der Doktor meint also, daß es ihm schlechter —““



Gefangene Russen mit Stahlhelmen in einem deutschen Sammellager an der Dniestr.

Phot. Bild- und F. Imant.

Stuart, letzter Akt — schritt sie zur Tür hinaus, die sie nicht eben sanft hinter sich ins Schloß warf. Denn es war die erste Niederlage, die sie in ihrer Ehe erlitten hatte, und noch dazu vor ihrem Sohne.

Die beiden Männer sahen sich einen Moment stumm an. Bruno senkte die Augen.

„Mein Gott — jede Frau hat ihre schwachen Seiten. Du kannst mir beim Baden helfen, mein Sohn. . . Ich möchte noch Etwas mit dir besprechen.“

„Das Fräulein möchte doch so gut sein und ein bißchen zur Frau Doktor auf eine Tasse Kaffee herunterkommen“, richtete die Doktors-Auguste ihre Bestellung aus.

„Ich komme gleich“, riefte sie Carlotta. — „Der Vater schläft, und dann kann ich fort.“

„Nicht doch, Mädchen — nur wünscht er, daß es ihm besser gehen soll. Das Frühjahr steht vor der Tür. Du lieber Gott, hier in der Modernstraße steht es nur ganz bescheiden den Kopf herein. — Ojon — Ojon — Waldluft tut Ihrem Vater bitter not. . . Sie sollten fortgehen.“

Wie ein Schatten legte es sich über die weichen Züge des jungen Mädchens. Ein gequälter, stehender Ausdruck trat in ihre Augen.

„Sehen Sie mich bloß nicht so an, Mädchen. . . das kann ich nicht vertragen! Dieser Blick schmilzt ja Panzerplatten. Wenn ich Ihnen das sage, so hat es einen Hintergrund. . . Ich spreche nicht ins Blaue hinein.“

Die Kleine blickte sie erschaut an. Offenbar hatte der gute Doktor wieder Rat geschafft. Lebten sie doch in letzter Zeit nur von den kleinen Landschaftsbildern des Vaters, die der Doktor bei reichen Freunden und Klienten zu Geld machte.

Ist Carlotta wußte oder ahnte wenigstens, daß es nur aus Mitleid geschah, trotzdem ihr die kleinen italienischen Bilder, die ihr die schöne Geimat und Kindheit wieder vorzauberten, und die sie mit den Augen der Liebe ansah, unendlich reizvoll und fein ausgeführt erschienen. Aber sie hatte ja bei den Kunsthändlern erfahren, daß man jetzt, und gar hier im Norden, diese farbenbunten Sonnenuntergänge und Vesuvausbrüche nicht sonderlich liebte, vor allem nicht kaufte.

Das ist Theaterdecoration, wie es vor dreißig Jahren Mode war“, hatte ihr einer gesagt, als sie die Vorhänge und das Aolorit lobte. —

Das liebten wir nun nicht mehr.

Ihr Papa soll den Grunewald malen. . .

Aberhaupt, er hat keinen Namen“, fügte der Händler brutal hinzu.

„Man muß in Mode sein, dann wird man sogar jeden Kitz los.“

Der Vater ahnte freilich nichts von alledem. Und er äußerte bei jedem Bilde das so



Alexander Fedorowitsch Akerenski,

der vielgenannte Kriegsminister der neuen russischen Regierung.



Riesen-Welle aus der Donau,

sie von unseren an der rumänischen Front stehenden Feldgrauen gefangen worden; sie erreichen eine Länge von 2 Metern und ein Gewicht von 250 Pfund, und bilden geräuchert begetete Lederbissen. Phot. Mag. Wipperfing.

leicht und gut verkauft wurde, mit einer naiven Freude, die der Tochter ins Herz schnitt: „Man muß eben erst hinzukommen, sich bekannt machen. Es scheint, daß es auch hier noch genug Leute gibt, die die Kunst so auffassen wie ich.“

„Also, Mädchen,“ sagte die Doktorin ganz ruhig und harmlos, „da wäre zum Beispiel Fichtenrode, das mitten in den Thürringer Bergen und Wäldern liegt, ein prachtvoller Aufenthalt.“

„Oh bitte, bitte — nein! Mein Vater würde eher... Bitte, fangen Sie davon nicht mehr an!“

„Nun — und Sie selber?“

„Darauf kommt es doch nicht an. Ich hasse diese Leute, die so schlecht und so unbarmherzig zu meinem Vaterwaren und meine Mutter verachteten.“

„Mein Gott, die wollen ja auch gar nichts von uns wissen; noch dazu jetzt, wo wir arm und krank sind.“

„Kind, Kind — versündigen Sie sich nicht! Was wissen Sie von diesen Verwandten! Lassen Sie den Vater nur lieber zugrunde gehen, ehe Sie von Ih-

dem herrlichen Stüd Gotteserde, das sich Tirol nennt, abgespielt.“

Schönherr ist nicht der erste Dichter, der jenes Thema aufgegriffen. Schon Karl Leberecht Immermann, dessen Romane „Rüchhausen“ und vor allem der noch jetzt viel gelesene „Oberhof“ seinen Namen für alle Zeiten in der Literatur erhalten werden, hat ein „Trauerspiel in Tirol“ geschrieben, das gleichfalls Andreas Hofer und seine Gefreuen behandelt. Ein mächtiges Drama allerdings, das auch durch spätere Umarbeitungen und Stürzungen — ein Paul Lindau hat sich damit vergebens gemüht — nicht besser geworden ist und auch unter dem zweiten

ter vorgelesenen Meinung abgehen! Es ist gut, ich will nicht bestig werden“, schloß sie schnell, als sie die fliehenden Augen Ilse Carlottas angstvollausdrückend gerichtet sah.

„Das kommt ja wohl — das kommt doch gar nicht in Frage“, stammelte das junge Mädchen bestürzt.

„Doch — es kommt in Frage! Und Sie dürfen sich nicht zwischen Ihrem todkranken Vater und die Menschen stellen, die ihm außer Ihnen am nächsten auf der Welt stehen. Nun seien Sie einmal ein liebes, geschicktes Mädel und lassen Sie den Dingen ihren Lauf.“

(Fortsetzung folgt.)

Volk in Not.

Von Julius Knopi.

(Nachdruck verb.)

Karl Schönherr, des preisgekrönten, österreichischen Dramatikers wichtiges Drama, das er mit vollem Recht als ein „deutsches Heldenlied“ bezeichnen darf, hat wieder einmal den Blick auf die blutigen Befreiungskämpfe gelenkt, die sich vor mehr als einem Jahrhundert auf



Sommernachmittag. Von Paul Sey. (Mit Text.)

Alexander Fedorowitsch Kerensti, 1881 geboren, ist demnach ein sehr junger Minister. Im Jahr 1899 beendete er das Gymnasium zu Taschkent, wo sein Vater — Wirklicher Staatsrat und Erzelenz — Chef der turkestanischen Schulverwaltung war. Nach absolviertem Studium der Rechte in Petersburg wurde er Rechtsanwalt, trat in großen politischen Prozessen als Verteidiger auf und erwarb sich durch seine glänzende Beredsamkeit einen so berühmten Namen, daß er — damals erst 30jährig — im Gouvernement Saratow zum Abgeordneten für die vierte Duma gewählt wurde. Dort zeichnete er sich durch seine Angriffe gegen den Zarismus aus. Als Mitglied der provisorischen Regierung wurde er Justiz- und später Kriegsminister.

Sommernachmittag. Ein köstliches Bild — eine humorvolle Landschaft, wenn man so sagen kann. Es ist sicherlich nicht ohne, daß der Künstler das unschöne Vorstueßvieh in die schönste Sommerlandschaft hineinsetzt. Wenn es ihm darum zu tun war, die auf Menschen und Vieh gleich erstickend und ermattend wirkende Hitze eines heißen Sommernachmittages wiederzugeben, so konnte er diese Wirkung nicht besser erreichen, als dadurch, daß er statt einer Schafherde eine Schweineherde wählte. Denn bekanntlich leidet kein Tier so sehr unter der Hitze als das Schwein. Man sieht auch, daß eines um andere sich in den Schatten zurückzieht, sich ausstreckt und mit lechzenden Zungen nach Luft schnappt, während der Hirt sich's unter dem Baum bequem macht, sein Pfeifchen kalt raucht und als gemach einläßt. Nur der Hund ist das einzige Lebewesen, das seiner Pflicht getreu wach und munter bleibt. Vielleicht hat aber der Künstler diese Szene auf einer Wanderung gerade so angetroffen. So etwas kann er sich dann natürlich nicht entgehen lassen. Denn einen köstlicheren Gegenstand kann es nicht geben, als diese durchaus reinliche, saubere Landschaft und darin das zwar sehr nützliche und auf der Tafel aufgetragen auch als sehr appetitlich gerühmte, aber sonst nichts weniger als ideale Schwein. Jedenfalls, von dem abgesehen — die Landschaft ist herrlich, der Sommernachmittag wundervoll erfüllt. Man sieht förmlich die Schwüle der Luft, die Gluthitze der Nachmittagssonne, die unbeimliche Stille, die in diesen Stunden auf der Erde lagert. Die Luft ist großartig gemalt. Grell heben sich die Lichter gegen die Schatten, die Bäume am Weg gegen den Dunst des Hintergrundes. Hey ist eben durch und durch Herr der deutschen Landschaft. Und wenn er auch eigene Wege geht und seiner Richtung sich verschoren hat, um so höher ist seine Kunst zu schätzen. Seine künstlerische Ausdrucksweise ist diejenige, welche ein natürliches Sehen und unverbildetes Kunstempfinden unmittelbar befriedigt.



Doktor.

„Sehen Sie, Herr Doktor, dadurch, daß Sie unterer Einkerbung zum heutigen Ausflug folgten, retten Sie wahrscheinlich ein paar Menschen das Leben.“
„Wie denn, mein Fräulein?“
„Na, weil Sie nicht zu Hause sind, wenn man Sie zu einem Patienten ruft.“

auf die die Beschreibung und Abbildung eines von demselben entworfenen gepanzerten Kriegswagens enthält. Der Wagen sollte für etwa 15 Mann Besatzung Mann bieten, von denen 8 das Räderwerk in Bewegung zu setzen hätten. Der Erfinder hatte ihm den Furcht erweckenden Namen „Basilisk“ gegeben, ob aber jemals ein solcher „Basilisk“ erbaut worden ist, darf mangels irgendeiner Nachricht darüber bezweifelt werden. S-t.

Gemeinnütziges

Sauerampfer muß Ende Juli ausgesät werden, wenn er im nächsten Jahre schon eine Ernte bringen soll. Zur Entwicklung vollstättiger Blätter verlangt er viel Feuchtigkeit. Die Blütenstiele werden weggeschnitten.

Winterendivien können noch Ende Juli auf gut gedüngte, sonnige Beete ausgesät werden. Zwei empfehlenswerte Sorten sind: Feingekraute Moosendivie und Krausblättrige Pariser.

Guten Herbstsalat erhält man bei Ausaat zu Ende Juli. Man wähle „Tropfopfi“. Er gibt feste, große Köpfe, die nicht so leicht im Sommer schiefen.

Das Arent der Korbtrüben reibt gegen Ende Juni ab. Die Rübchen bleiben aber im Boden, da erst die Sommerhitze die Reife herbeiführt und ihnen den richtigen Wohlgeschmack verleiht.

Häufeln der Bohnen ist wichtiger als Wässerung. Vieles Gießen während der Keimung bringt eine Stodung und solche Bohnen sind den Angriffen der Taufensüße und Drahtwürmer mehr ausgesetzt.

Ziedlinge von Stachelbeeren können Anfang August gemacht werden; sie liefern bald schöne Sträucher. Man wähle dazu halbhartige Beete, halte sie feucht und decke sie mit Torfmull.

Anjauberes Glas. Schmutzige Fenstercheiben, Spiegelcheiben und sonstige Gegenstände aus Glas werden sauber, wenn man dieselben vor dem eigentlichen Putzen mit Wasser, dem etwas Brennspritus beigegeben ist, mit einer durchgeschnittenen Zwiebel abreibt.

Säferstodendröhen. 1/2 Pfund Gaherfloden, 1/2 Pfund Mehl, 1/4 Pfd. Zucker, 1/2 Pfund Butter oder Margarine, 1/2 Liter Milch, Vanillezucker und 1 Badpulver. Die Butter wird schaumig gerührt, alles andere gut vermischt, kleine Häuflein aufgelegt und bei guter Hitze gebacken. R.

Wer an Säurebildung im Magen leidet, der kann meist Milch nicht vertragen, weil sie sich im Magen zu Klumpen zusammenballt, indem der Käsestoff gerinnt. Um diesem Uebelstande abzuwehren, verfestet man die Milch mit etwas doppeltkohlensaurem Natron. Auf 1/2 Liter Milch kommt eine Messerspitze Natron. Außerdem empfiehlt es sich in solchen Fällen, die Milch in ganz kleinen Portionen, also schluckweise zu nehmen und dann einige Zeit zu warten, ehe man neue Mengen Milch zu sich nimmt.

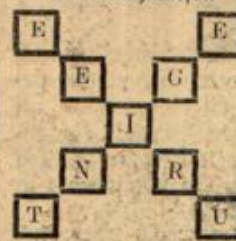
Rätsel.

Er hat's an sich, das Rätselwort,
Er heißt, mit andern Köpfe dort.
Fritz Guggenberger.

Anagramm.

Wenn er und ich am Wege stehn,
Ist als Gewächs am Wege zu sehn.
Julius Fald.

Windmühlrätsel.



Nach Erörtern der Buchstaben geben die sich entprechenden Windmühlenspiegel, von oben nach unten gelesen: 1) Ein Haisbier. 2) Einen männl. Vornamen. Julius Fald.



Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Schnee, Mann, Schneemann. — Des Silberrätsels: Haisbier, Erythra, Regenwurm, Mascaam, Ariadne, Nilsch, Nanjen, Sogan, Ulanis, Dahlem, Ecuador. — Hermann Eubermann-Heimat.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Wallenstein verlangte von dem Soldaten Seelengröße, Gegenwart des Geistes, geschwinden Entschluß, Klugheit in der Ausführung des Befehls, unbedingten Gehorsam und unverbrüchliche Treue. Niederträchtige, klebrmütige Handlungen erregten seinen ganzen Zorn, und es hielt schwer, später durch gute Taten das Andenken an die früheren schlechteren zu verdrängen.

Die Sonne als Brandstifterin. Zwar nicht unmittelbar durch die prall auffallenden Sonnenstrahlen, aber doch mittelbar durch diese Ursache können Brände hervorgerufen werden und sind es auch bereits mehrfach geworden. Wenn nämlich die Sonne auf einen gläsernen Gegenstand scheint, der ihre Strahlen wie ein Brennglas sammelt und so die auf ihn fallende Wärme auf einen Punkt richtet, in dem dann die dort erzeugte Hitze zur Entzündung der gerade an jener Stelle befindlichen Stoffe führt. Als solche vermittelnden Gegenstände haben z. B. tatsächlich gedient gefüllte Wasserflaschen, Brillen, die auf dem Fensterbrett liegen geblieben waren, gläserne runde Briefbeschwerer und der Elbehälter einer Lampe, der im Jahre 1875 in Plymouth einen Brand entzünden ließ. In einer Kirche, in der mittags wiederholt Brände des Gefühls ausstiegen, wurde eine Buben-scheibe im Chorfenster als „Brennglas“ entdeckt, und gleich gefährlich wirkten schon öfter die runden, linsenähnlichen Teckgläser der Schiffe. S-t.

Auch die Panzerautomobile der heutigen Zeit haben ihre Vorläufer in fernen Tagen gehabt. Das heißt: von einzelnen plumpen Verhufen mit „Kriegswagen ohne Pferde“ besitzen wir Nachrichten, und alte Zeichnungen geben Zeugnis davon, daß der Gedanke bereits erfindungsreiche Köpfe früherer Jahrhunderte beschäftigte. Der größte Wagen dieser Art ist wohl der von einem belgischen Maler im 17. Jahrhundert in Italien erbaute gewesen: ein auf Räder gefestetes gepanzertes Gerüst, das 100 Mann fassen konnte und mehrere Geschütze trug. Durch Handkurbeln sollte es in Bewegung gesetzt werden, — es tat dem „Erfinder“ den Gefallen aber nicht, trotz aller Anstrengung, die die Fahrer anwandten. Aus dem 16. Jahr-